BELGISCHE STÄDTE

Von **Dr. Paul F. Schmidt.**

Wenn man in der belgischen Hauptstadt den Bahnhof verläßt, tritt man auf einen der überraschendsten und bestgeordneten Plätze der Welt. Quadratisch, von schönen Verhältnissen zu den Hotelbauten, die ihn umgeben, nicht verstellt durch Bäume und Anlagen; dafür stets angefüllt mit heitergeschäftigen Menschen, als das belichte Stelldichein der lebensfrohen Jugend und der Autos und Gefährte an allen Seiten von diesem Platze ausgehend die belebtesten und schönsten der Verkehrsstraßen, die inneren Boulevards. Nichts von Alterthum, nur drängende Lebensfülle der Gegenwart umgiebt den Hinaustretenden sogleich, in einer Form, die viel von Pariserischem hat und doch an keinem Bahnhof von Paris, geschweige denn von Berlin, London oder Madrid in solcher Anmuth zu finden ist. Diese ganz moderne Harmonie von Großstadtleben und Raumgestaltung bleibt keineswegs auf den ersten, so glücklichen Eindruck beschränkt. Ganz Brüssel, in großen Zügen versteht sich, hat sie sich zu eigen gemacht, und sein weltstädtischer Eindruck beruht nicht zum wenigsten auf dieser wohlthuenden Harmonie zwischen Volksleben und großzügiger Stadtbaupolitik. Das alte, winklige Brüssel der Grande Place und des Manneken Pis dringt gut eingelapselt zwischen den Linien der Boulevards liegen; man muß es suchen, es springt einem nicht in's Gesicht wie die bogenlichtbesonnten Ruinen Roms oder die Gothik Nürnbergs.

Darin liegt entschieden Vornehmheit. Es giebt zu denken, daß demokratische Völker wie die Franzosen und Belgier sich aristokratische Hauptstädte (im 19. Jahrhundert) aus dem Wust des Mittelalters zurechtgeschnitten haben, während das monarchische Berlin seit 1870 eine ganz anarchische Physiognomie angenommen hat (bis die Geschäftshäuser der City zu besern begannen). In Paris hat man freilich nur die Traditionen der Könige und Kaiser fortzuführen; aber es kommt auf die Methode an, mit der dies noch heute geschieht. Brüssel dagegen hat seine Boulevards und seinen Charakter erst in demokratischer Zeit erhalten. Die anstelle der alten Befestigung umlaufenden äußeren Boulevards sind es viel weniger als die sogenannten inneren: jene gleichen vielmehr, abgelegen und von unmäßiger Breite, lediglich von dreistöckigen Privathäuschen eingefaßt, einem verlängerten, von vier Baumreihen durchzogenen Platze kleinstädtischen Typs.

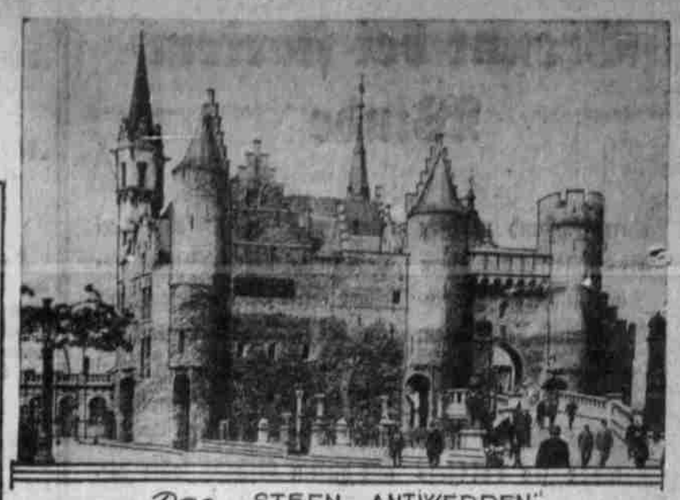
Aber auch die inneren Boulevards sind grundverschieden, und der doppelte Charakter der Stadt spiegelt sich in ihnen wider. Die vom Bahnhof aus die flämische Unterstadt durchbrechenden Boulevards du Nord, d'Anspach u. s. f. sind die Pulsadern der Geschäfte, des Amüsements, der flämischen Lebendigkeit. Hier fällt die Verwandtschaft mit Paris am stärksten in die Augen, hier kann man das Volk am besten beobachten und die günstige Rassenmischung kennen lernen, die bei den Frauen bisweilen zu außergewöhnlicher Schönheit führt. Man entsinnt sich der gehässigen Worte aus Baudelaire's Tagebuch: „Im allgemeinen früh Neigung zur ungestaltigen Dickleibigkeit, eine Folge der ... Freßsucht der Frauen", und sieht sich vergebens nach diesem Rubens entlehnten Typus um; entweder hat Baudelaire's Abneigung gegen Belgien, die ja etwas Krankhaft-Neurotisches besitzt, ihm mit den Augen des großen verhaßten Malers sehen lassen, oder es hat sich die belgische Frau in einem halben Jahrhundert so völlig zu ihrem Vortheil verändert. Es ist aber schwer zu glauben, daß sich aus jener Karikatur die schlanke, blonde Germanin von Pariser Charme soll entwickelt haben!

In der Oberstadt entspricht diesen Boulevards vor allem die lange Rue Royale, deren Charakter durch das Königsschloß, Ministerien, Adelspalais als Mittelpunkt der vornehmen Welt gekennzeichnet wird. Es ist das eine Oberstadt in jedem Sinne. Denn nicht nur, daß sie erheblich höher liegt als die Altstadt, so ist sie auch der Sitz der wallonischen, französisch redenden Oberschicht: Brüssel liegt ungefähr auf der Grenze zwischen flämischem und wallonischem Territorium und vereinigt alle Gegensätze des Volksthums, der Politik, der Religion, der Sprache in sich. Für den nicht eingeführten Fremden ist es freilich schwer, diese Unterschiede zu merken. Französisch wird in ganz Belgien gesprochen, das Wallonische ist ebenso sonor und unverständlich wie das Flämische (das eine verhält sich zur Pariser ungefähr wie das andere zur hochdeutschen Sprache); die Rassen gehen dem flüchtigen Blicke durcheinander.

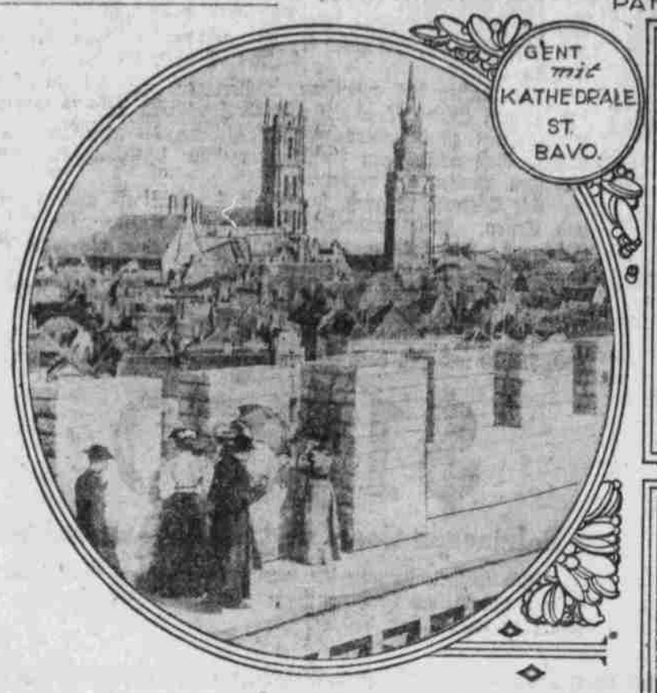
Die Rue Royale ist eine so wundervolle Straße als der Bahnhofsplatz bewunderswerth ist. Schon wenn man die steile Avenue am Botanischen Garten entlang zu ihr hinaufsteigt, hat man ein wachsendes Gefühl großräumiger Stadtanlagen. Die ganze Lage Brüssels ist sehr einfach und übersichtlich durch den starken Abhang, der das Plateau der Oberstadt von der unteren trennt; und an seinem Rande entlang läuft nun die schnurgerade Rue Royale, mit Ausblicken über das Meer von Häusern und Kirchen, die dem Blick vom Montmartre manchmal sich nähern, und die noch durch hinausgebaute kleine Plateaus mit Ballustraden, Denkmälern und Freitreppen mehrfach betont werden. Man merkt, daß diese Stadt es verstanden hat, ihre glückliche Lage städtebaulich auszunutzen; ganz anders als Lüttich, von dessen berühmter Lage man sich allzuviel verspricht. Der Blick von der hohen Zitadelle auf Lüttich ist schon von Jan van Eyck gemalt worden; aber heute hat die wachsende Stadt ihn mit nüchtern geführten Bergstraßen und nichtssagenden Häuserzeilen so verbaut, daß man über eine so mustergültig verpaßte Gelegenheit trauern muß. Lüttich, in herrlich glücklicher Stromanlage, wie Passau und Lyon, von Bergen umrahmt, bot die Gelegenheit zu monumentaler Berggestaltung: man hat sie behandelt, wie das in deutschen Industriegebieten üblich war, armselig und stadtbauräthlich.

Das Bergmotiv mußte in Brüssel das fehlende Wasser ersetzen, und man hat es auch architektonisch in's Grandiose gesteigert durch den Justizpalast. Dieses geniale und ungeheure Bauwerk beherrscht mit kolossalen Rampen und vorgelagertem Freiplatz die höchste Stelle des Abhanges. Als ein wahrhaftes Steingebirge blickt es über die Stadt, ein verwunderlicher Nachfahre ägyptischer Pyramiden und indisch-javanischer Buddhatempel. So kühn und übermenschlich scheint es, daß man die Arbeit von Generationen in ihm verehren möchte. Doch ziemt es sich, des seltenen Mannes zu gedenken, der in einer Epigonenzeit einen Bau nicht nur von Riesendimensionen, sondern von monumentaler und rein architektonischer Größe geschaffen hat. Poelaert baute von 1866 bis 1883 den Brüsseler Justizpalast. In ihm war der Geist des flämischen Barocks lebendig. Was man an der Brüsseler

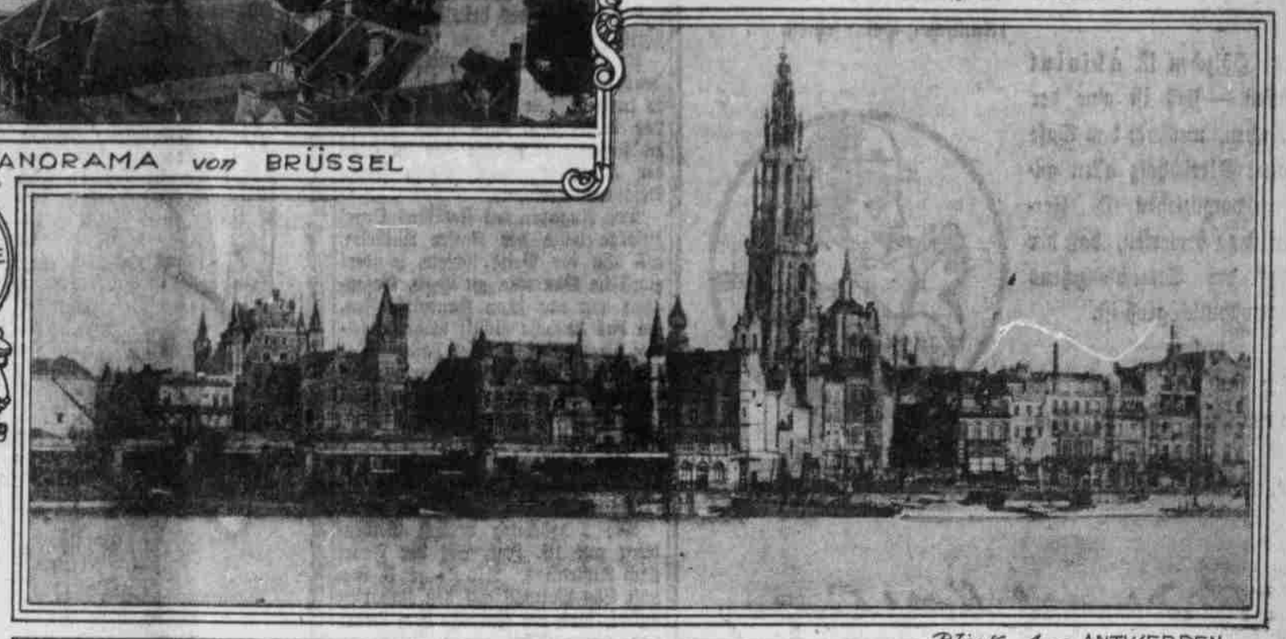
PANORAMA von BRÜSSEL



Das STEEN, ANTWERPEN.



GENT mit KATHEDRALE ST. BAVO.



Blick Auf ANTWERPEN.

Beghinenkirche, an der Jesuitenkirche zu Mecheln bewundert, findet sich hier vereinfacht und gesteigert: die gewaltige Stärke des architektonischen Reliefs, der vollständige Mangel an Figurenplastik und die Unterordnung des Ornaments, trotz ungeheuren Maßstabes, unter das Tektonische. Dargestellt ist das Ganze struktiv organisirt, als eine mit scheinbar kyklopischer Ungebärdigkeit von Masse zu Masse emporgethürmte Riesenburg. Der barocke Klassizismus der Formen tritt kaum in's Bewußtsein gegenüber dem Architekturgedanken, der Prelaert zum größten Baumeister des 19. Jahrhunderts macht, wenn wir Gilly am Anfang und Wessel am Ende abrechnen.

Wer modernes Leben liebt und seine heiteren Aeußerungen — nur von den Variétés darf man sich nichts mehr versprechen als einen matten Aufguß der Pariser Cafés-Concerts —, schöne Läden, vornehme Straßen, den Komfort guter Hotels, darf sich in Belgien nicht aus Brüssel entfernen (Spa und Ostende blieben mir unbekannt). Auch Antwerpen enttäuscht; und vielleicht mehr als kleinere Städte: denn in diesem stimmt man sich von vornherein nur auf Antiquitäten, in Antwerpen aber wird das fehlende Großstädtische stark vermißt. Es ist umfänglicher geworden als im 17. Jahrhundert; großstädtischer war es zweifellos zu Rubens' Zeit. Man möchte Baudelaire's Urtheil unterschreiben: „Rohere Sitten als in Brüssel, noch flandrischer." Eine große Stadt, die einst die erste Handelsstadt der Welt war (und heute nach den gedruckten Angaben wieder aufblühen soll), und die so menschenleer und provinzlerisch dreinschaut, kann statt Sympathien nur Mitleid mit ihrem furchtbaren Schicksal erwecken. Wenn man bedenkt, daß dieses Emporium des Seehandels seit Alba's Schreckenstagen bis zur Aufhebung des Scheldezolles im Jahre 1863 fast ununterbrochen seine Scheldemündung, und damit alle Handelsmöglichkeiten, verschlossen sah und Spanien, Holland, Frankreich abwechselnd als Prügelknabe diente, so muß man freilich noch erstaunen, daß diese Stadt es in einem halben Jahrhundert wieder bis an die 400,000 Einwohner gebracht hat. Ihr alter Glanz ging fast völlig in die Brüche. Wie wenig Häuser, wie wenig Kirchen weisen auf alte Zeiten hin! Das Haus von Rubens besteht aus profanirten und versetzten Trümmern; und dabei stößt man noch die Fremden mit solchen Unliebenswürdigkeiten vor den Kopf, daß sämmtliche Kirchen nur gegen Eintrittsgeld zu „besichtigen" sind.

Jenseits der breiten, Seeschiffe tragenden Schelde beginnt dann das Land Flandern. Ganz in üppiges Grün getaucht, stark und saftig, wie Flachland voll ungezählter Einzelgehöfte, Weiler und Ortschaften, mit langen Baumreihen und Schloßparks, aber ohne Wälder, stellt es sich als das Urbild der herrlichen Landschaften von Rubens dar. Und hier liegen die Städte, welche einst die reichsten und selbstherrlichsten Gemeinwesen der Welt waren: Gent, Brügge und Ypern. Aber „ihre Stätte kennet man nicht mehr": ein furchtbares Geschick ließ sie veröden und verfallen, und kein Scheldestrom erlaubte ihnen eine späte Auferstehung im wirthschaftlichen Sinne wie Antwerpen.

Man muß das gewaltige Buch de Coster's lesen, das unter dem Namen „Till Uilenspiegel" das Leid und die Lebensfülle des flandrischen Volkes schildert. Dann erkennt man tiefer die tragische Bedeutsamkeit des Kontrastes, der zwischen dem blühenden regsamen Land und der verträumten Stille von Brügge besteht. Es ist die Stadt Belgiens, die sich am würdigsten als Einheit erhalten hat, die mit süddeutschen Städten in Wettbewerb treten kann. Selbst in Gent wirken die prachtvollen Bauten der Gothik mehr wie Inseln in einem Gewässer stimmungsloser Gleichgültigkeit. In Brügge aber sieht man das stolzeste Gemeinwesen der Vergangenheit als Mumie vor sich, belebt von einem matten Gegenwartsleben; mit jungem wuchernden Grün von Gärten und Alleen an den Kanälen, mit gelangweilten Schwänen und malenden Engländerinnen an den Ufern und mit ein bischen Maurerarbeiten und halbvollen Estaminets und Cafés um die riesenhafte Grande Place; bemerkt auch an deren Flanke den erfolgreichen Versuch, mit minderwerthigen Imitationen von Gothik den Belfried der Hallen einigermaßen um seine Wirkung zu bringen. Aber das ist das einzige: sonst giebt es nur stumme Bewunderung für den Unternehmergeist der freien Bürgerschaft, der das mittelalterliche Brügge mit so grandiosen Architektur-Symbolen bedacht hat.

In deutschen Städten äußert sich der stolze Drang, die Selbständigkeit dem Fernherkommenden schon unzweideutig durch Riesenbauten zu manifestiren, zwar in ähnlicher Weise, aber die niederländischen Städte glänzen ganz besonders durch solche repräsentative Hochbauten. Selbst Mecheln bedeutet etwas durch den Thurmriesen der Romuald-Kathedrale, der vierkantig, nur wenig verjüngt, als ein wahrer Gargantua über Kirchen und Häusergewimmel emporschießt und plötzlich mit einer Plattform abbricht. Er sollte allerdings noch um 68 Meter höher in eine Spitze, nach Antwerpener Art, auslaufen. Aber man sieht an dem Modell im Chorumgang der Kathedrale, daß die Wirkung nicht so monumental geblieben wäre; man sieht es deutlicher an dem ausgeführten Thurm eben der Antwerpener Kathedrale, der in recht unangenehmer Weise an Brüsseler Spitzen erinnert, so überscharf ist das spätgothische Durchbrechungsprinzip angewendet, so wesentlich stört es die vertikale Tendenz.

Am prägnantesten aber spricht wohl das Selbstbewußtsein der Vertikalen in Brügge. Drei Thürme beherrschen das weitausgedehnte Stadtbild. Dem monumentalen Charakter des Domes S. Sauveur, seinem wundervoll artikulirten Innern entspricht die hochstrebende Ziegelmasse des Aeußern, entspricht der letzige Thurm, der sich seine imposante Höhe gleichsam nur widerstrebend abgerungen hat, um sich von der Kirche selbst nicht in den Schatten stellen zu lassen. Der andere Thurm, nach ähnlichem Prinzip schachtelhalmartigen Verjüngens in kolossalen Stockwerken sich aufreckend, ist der Belfried der Hallen, die unter seiner Wucht wie ein Anbau erscheinen. Er ist achteckig mit ebener Plattform geschlossen. Völlige Harmonie mit der Kirche und souveräne Leichtigkeit findet man endlich bei dem schönsten, dem Kirchthurm von Liebfrauen: seine gewaltigen Eckstreber, die rein vertikale Gliederung, die kühne schlanke Spitze gewähren eine unendliche Heiterkeit, ein schwindelndes Entzücken im Miterleben so vieler befreiter Kraft. Sein Anblick wirkt berauschend wie das immer erneute Erlebnis eines aufsteigenden Flugzeuges: es ist wohl der vollkommenste Thurm, was den Ausdruck des Emporschnellens betrifft.

Was Brügge den Charakter des Verlassenen, Stimmungsvollen verleiht, sind die Kanäle. Aber man darf über ihrem höchst malerischen Reiz nicht vergessen, daß höher im Werthe die Kunstschätze der Stadt stehen: gothische Architektur von höchster Qualität (was keineswegs Regel in den Niederlanden ist), wunderbar in den stadtbaulichen Organismus eingefügt und darum nicht weniger malerisch wirkend; und einige Werke von höchstem Rang, deren Besonderheit ist, daß sie noch am alten Ort unberührt stehen, wie das Sebaldusgrab in Nürnberg. Das Johannis-Hospital birgt den Ursula-Schrein von Memling, der Justizpalast den reichsten und schönsten Kamin der Renaissance, von Guyot de Beaugrant, die Liebfrauenkirche Michelangelos bestes Jugendwerk, die „Madonna von Brügge" und das reiche Grabmal Marias von Burgund; daneben eine Fülle prächtiger Chorschränke, Gestühle, messingene Grabtafeln und von den merkwürdigen Kanzeln aus der Barockzeit, deren schönste freilich in der Kathedrale zu Mecheln und Gent sich finden; bei einem phantastischen Naturalismus des Details, das ganze Bäume, Felspartien, Menschengruppen enthält, doch von reifem Gefühl für Massenkomposition gebändigt.

Ueber all' dem Reichthum, der schließlich doch nur ein Ueberrest seit den Tagen der Bilderstürmerei und Religionskriege ist, darf man nicht vergessen, daß er nur Schmuck und die Kirche als räumliche Erscheinung die Hauptsache bleibt. Das ist in Gent und Brügge ganz anders zu betonen als in Deutschland oder Südfrankreich, denn die niederländische Kirchenbaukunst bietet sonst mehr Nüchternes als Raumschönes, in Holland wie in Belgien. Allein S. Bavo in Gent rechnet wirklich unter die auserwählten Kirchen, deren gewaltige Musik des Raumes man nie vergißt. Sie gehört mit dem Straßburger Münster, mit Albi, Poitiers, Barcelona, S. Marco in Venedig und dem Dom zu Pisa in eine Reihe, mit ihren edlen Verhältnissen und der hohen Feierlichkeit ihrer Schiffe, dem überraschenden Materialwechsel von dunkelgrünem Kalkstein und rothen Ziegelmauern, dem harmonischen Unterordnen aller Einzelheiten unter den Gesammtwillen zur Einheit, die gleichwohl die wunderbarste malerische Vielseitigkeit erlaubt. Hier scheint der sonst so spröde Charakter der belgischen Gothik sich zur Höhe des Genies erhoben zu haben; und so groß war seine That, daß sie auf die besten Kirchen in Flandern, wenigstens in Gent und Brügge eingewirkt hat. So strebten sie über das sonstige Niveau zu feierlich ernsten Symbolen des Volkswillens empor, werth, die erhabensten Schätze europäischer Kunst zu bergen. Wie denn auch in S. Bavo der Genter Altar der Brüder van Eyck steht (soweit sich seine Theile nicht in Brüssel und Berlin befinden) und überall sich ein großer und prunkvoller Apparat von Altären, Bildern, Grabmälern, Bronzegittern entfaltet; alles von gediegenster Künstlerarbeit.

Mit ganzer Wucht drängt sich in Gent der Kontrast mittelalterlichen Lebens auf, wenn man von „Gravenkasteel" zu dem kleinen Beghinenhof geht. Die Zwingburg der Grafen von Flandern steht noch fast unversehrt inmitten der stillen Wasser des Lys, an dem sehr alterthümlichen Pharaildisplatz; ein gut erhaltenes Wasserschloß mit weitläufigen Sälen, Korridoren, Folterkellern und Brunnen. Kein angenehmer Aufenthalt; es ist schwer, sich vorzustellen, daß in solchen dunklen, von Schießscharten eher als Fenstern erhellten Gewölben und Sälen sich die reichsten Grafen der Niederlande bewegt haben. Diesem finstern, ganz kriegerischen und grausamen Bauwesen steht der Frieden der Beghinenhöfe gegenüber wie Himmel und Hölle. Auch der Beghinen-Orden stammt aus dem 12. Jahrhundert. Aber seine Angehörigen haben sich unter dem Schutz ihrer wohlthätigen Arbeit durch alle Stürme bis auf den heutigen Tag gerettet, selbst die französische Revolution, die alle Orden aufhob, verschonte sie um ihrer guten Werke willen. Allein 1000 von den 1500 Beghinen Belgiens leben in Gent. Man sieht die dunkelblauen Gestalten mit ihren weißen Kopftüchern und weiten Kapuzen still ihrer Arbeit nachgehen; doch verbergen sie meistens die hohen Mauern, hinter denen sich Gärtchen und Häuser dicht aneinander drängen. Ein Friede ihresgleichen liegt über dem weiten saftigen Rasenplatz, den an drei Seiten Häuschen, an der vierten die Kirche umgeben; Linden umschatten ihn hoch, und stille Gäßchen zweigen von ihm ab, die wieder und wieder nur Mauern, Gärten und Kleinhäuser begrenzen. Es sind fast alles Bauten des 17. Jahrhunderts, rothe, weiß gefügte Ziegelmauern mit Sandsteinfassungen und einfachen Giebeln. Sie wirken durch die Sauberkeit der Arbeit und den Geist, der über ihrer großen Gemeinschaft schwebt. Abgeschieden vom wilden Leben und seinen Qualen, geben sich diese Frauen der Armen- und Krankenpflege, dem Spitzenklöppeln und Unterricht hin, und freundlich gewähren sie Jedermann Zutritt. Es ist die schönste Form des geruhigen Lebens, erfüllt von Werkthätigkeit: künstlerisch und menschlich das würdigste Gegenstück zur Karthause von Pavia.

OSTENDE von der SEESEITE

Hundstage . . . Kriegshundstage!

Ist eine Wandlung von Elementen erwiesen?

Nachdem das Radium die früheren Grundanschauungen über die Beschaffenheit des Stoffes erschüttert hat, steht auch das alte Gesetz von der Unveränderlichkeit der Elemente nicht mehr auf sicheren Füßen. Was noch vor wenigen Jahrzehnten als ein phantastischer Traum der Alchemisten verspottet wurde, daß es nämlich möglich sein sollte, ein Element in ein anderes zu verwandeln, ist jetzt zur Wahrscheinlichkeit geworden — manche Naturforscher würden vielleicht bereits sagen: zur Gewißheit. Vorläufig bestehen immerhin noch Zweifel, ob diese ungeheure Erkenntnis als Thatsache betrachtet werden kann. Aus den letzten Jahren liegt eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten vor, die auf eine Entscheidung der Frage hindrängen. Am stärksten tritt Prof. Norman Collie dafür ein, der die Gase Helium und Neon durch elektrische Entladungen in Gefäßen erhalten haben will, in denen sie zuvor nicht enthalten waren und in die sie auch nachträglich nicht hineingelangt sein konnten. Zu demselben Ergebnis kam auch Dr. Patterson bei einem Vortrag in der Londoner Chemischen Gesellschaft, indem er die Entstehung von Neon gleichfalls durch elektrische Entladungen anzeigte, die in einer reinen Wasserstoff-Atmosphäre bei niedrigem Druck verursacht worden waren. Der berühmte Physiker Ramsay zeigte in derselben Sitzung an, daß er in Röntgenstrahlen eine Bildung von Helium beobachtet hätte. Dem Laien würde diese Thatsache ohne weiteres als bündiger Beweis erscheinen, daß eine Veränderlichkeit der Elemente besteht. Doch die Naturforscher sind vorsichtig und wollen diesen Schluß noch nicht ziehen. Sie nehmen die beobachteten Erscheinungen lieber vorläufig noch als Räthsel hin, an dessen Lösung weiter gearbeitet werden muß. Prof. Collie ist vor allem darauf bedacht gewesen, diese Experimente unermüdlich zu wiederholen. Es war dabei nicht leicht, die Versicherung abzugeben, daß in den Röhren, wo nach dem Durchgang der elektrischen Entladungen Helium und Neon erschienen waren, vorher durchaus keine Luft, in der diese Gase stecken, gewesen oder von außen herbeigekommen war. Der Gelehrte holte sich noch andere zuverlässige Fachgenossen heran, um mit ihnen gemeinsam zu prüfen, ob sicher keine Fehlerquelle dabei übersehen worden war. Es ist aber nicht gelungen, eine solche zu finden, und das Räthsel bleibt infolgedessen bestehen.

Die nächste Ueberraschung auf diesem Gebiet ist die Ankündigung von Dr. Masson, daß in einer Quecksilberdampflampe aus Quarz, nachdem sie 4000 Stunden lang gebrannt hatte, gleichfalls Helium und Neon nachzuweisen waren. Es wurde eine besondere Lampe dieser Art in der Gestalt eines umgekehrten U hergestellt, deren beide Enden in Quecksilber getaucht, also durchaus gegen jeden Luftzutritt abgesperrt waren. Daß das angewandte Quecksilber niemals zuvor mit jenen beiden Gasen in Berührung gekommen war, konnte mit aller Bestimmtheit versichert werden. Dennoch entstand der Verdacht, daß die Gase aus diesem Metall kamen, da ihre Ausscheidung sich jedesmal eine zeitlang steigerte, wenn das Quecksilber erneuert worden war. Ueberhaupt scheinen manche Metalle, wenn sie einer längeren elektrischen Entladung ausgesetzt gewesen sind, seltene Gase zu entwickeln. Die Leichtmetalle Kalium, Natrium und Lithium sowie das Quecksilber ergeben vorzugsweise Helium; das Aluminium besonders Neon; Silber und Kupfer bald das eine, bald das andere Gas. Ob wirklich eine Umwandlung der Metalle vorliegt, läßt sich also immer noch nicht entscheiden, doch kann die Möglichkeit nicht länger abgewiesen werden, zumal die Veränderlichkeit der strahlenden Elemente Radium, Uranium bereits als Thatsache betrachtet werden kann.

Merkwürdige Echos.

In der Zeitschrift „Die Lese" berichtet Wilhelm Müller über verschiedene seltsame Echos. Ein außerordentlich mächtiges Echo hat eine Höhle bei Viborg in Jütland (Dänemark), genannt die Smellen. Als einmal die Russen ins Land gefallen waren und an jene Höhle kamen — so erzählt der Geschichtsschreiber Olaus Magnus —, warf einer ein lebendes Thier hinein, dessen Gebrüll ein so ungeheures Echo erweckte, daß die Russen vor Schrecken zu Boden stürzten und mehrere von ihnen vor Angst starben. Die regelmäßigsten Echos kommen an großen, weitläufigen Gebäuden vor, weil die Wände systematischer hintereinander folgen. Daher giebt es eine vierzigfilbige Wiederholung der dadurch berühmten Casa Simonetta in der Lombardei. Dieses Schloß hat seinen Namen von der berühmten Sängerin Simonetta, die einmal, ohne das Echo zu kennen, von ihrem Liebhaber hierher eingeladen wurde und vor einem angeblich außerhalb lauschenden großen Publikum sang. Es war aber niemand draußen als ihr Liebhaber, dessen Händeklatschen vom Echo hundertfach wiederholt wurde. Als sie aber den Betrug erfuhr, war sie sehr erzürnt und verließ den Freund für immer. Das Landhaus aber behielt ihren Namen. Schon Pater Athanasius Kircher kannte dieses Echo. Es wird bewirkt durch die Gegenüberstellung der beiden Seitenflügel des Schlosses, die gegen den Hof zu fast kein Fenster hatten.

Das Echo zu Rosneath in der Gegend von Glasgow wiederholt ein kurzes Trompeterstück, sobald es geendet hat, um zwei Töne tiefer. Dann erst wird es von einem zweiten Echo wieder um einen Ton tiefer wiederholt, und noch einmal durch ein drittes Echo wieder um einen Ton tiefer. Ein Echo in der Gegend von Rouen wiederholt einen kurzen Gesang auf die mannigfachste Art, nämlich als ob die Töne sich näherten und wieder entfernten, bald stark, bald leise, sogar mit Unterbrechungen, in denen der Ton verschwindet, um wiederzukehren. Der eine hört die Töne zur Rechten, der andere zur Linken, der eine nur einfach, der andere doppelt. Der Singende selbst hört kein Echo, und die das Echo vernehmen, hören den Sänger nicht. Das Echo am Loreleifelsen am Rhein giebt eine Silbe siebzehnmal zurück, das Echo auf dem Königsplatz in Kassel neunmal.

— Vor der Hölle hat noch mancher Respekt, der ihn vor dem Himmel verloren hat.